

Christian Fleck (Hrsg.)

**Wege zur Soziologie
nach 1945**

*Autobiographische
Notizen*

Leske + Budrich, Opladen 1996

Inhalt

<i>Christian Fleck</i> Vorwort.....	7
<i>Hans Albert</i> Mein Umweg in die Soziologie.....	17
<i>Dieter Claessens</i> Von der Statusinkongruenz zur Soziologie	39
<i>Renate Wald</i> Pilotstudien.....	61
<i>Hans-Joachim Lieber</i> Autobiographische Bemerkungen zur Entwicklung der Soziologie im Nachkriegsdeutschland (1945-1965).....	77
<i>Leopold Rosenmayr</i> Harter, unsicherer Anfang	99
<i>Karl Martin Bolte</i> Wie ich Soziologe wurde	141
<i>Peter Atteslander</i> Bruchstücke	161
<i>M. Rainer Lepsius</i> Soziologie als angewandte Aufklärung.....	185
<i>Erwin K. Scheuch</i> Es mußte nicht Soziologie sein, aber es war besser so.....	199
<i>Renate Mayntz</i> Mein Weg zur Soziologie: Rekonstruktion eines kontingenten Karrierpfades	225

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Wege zur Soziologie nach 1945 : Autobiographische Notizen /
Christian Fleck (Hrsg.). – Opladen : Leske und Budrich, 1996
ISBN 3-8100-1660-8
NE: Fleck, Christian [Hrsg.]; GT
© 1996 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Leske + Budrich
Druck: Druck Partner Rübemann, Hemsbach
Printed in Germany

<i>Sigrid Paul</i> Wegstrecken zwischen Leipzig und Salzburg.....	237
<i>Hansguenther Meyer</i> Die Entdeckung der Soziologie. Eine intellektuelle kolumbianische Erfahrung.....	263
<i>Heinz Hartmann</i> Auf der Suche nach Soziologie.....	291
<i>Friedrich Fürstenberg</i> Mein Weg zur Soziologie.....	311
<i>Dietrich Rueschemeyer</i> In hindsight - as in a glass darkly.....	327
<i>Judith Jánoska</i> Soziologie für Sozialismus.....	339
<i>Artur Meier</i> Verspäteter Einlaß.....	353
Über die Autoren.....	369

Vorwort

Im letzten halben Jahrzehnt trat eine unverhältnismäßig große Zahl von Soziologieprofessoren in den Ruhestand, oder, um genauer zu sein: sie erreichten das Emeritierungsalter. 1990 hatte einer aus dieser Gruppe, M. Rainer Lepsius, den vorhersehbaren „erheblichen Ersatzbedarf“ zum Anlaß genommen, im Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie eine Diskussion über die „zukünftige Wissenschaftsgestalt“ der Soziologie anzuregen. Er wies in der kurzen Notiz auf einige Gemeinsamkeiten der ausscheidenden Generation hin: ihre Mitglieder hätten „noch keine professionalisierte Ausbildung durchlaufen“, sondern seien „gewissermaßen amateurhaft zu Soziologen“ geworden. Mit der „Nachkriegsgeneration“ verschwinde auch eine „politische Sozialisationserfahrung, die durch die Nazi-, Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt war“.

Von Lepsius' Text blieb mir die Bemerkung über die Generationstypik der Nachkriegsgeneration stärker in Erinnerung als seine Anregung, über die Nachbesetzungen eine Diskussion zu beginnen. Im gelegentlichen Nachdenken über die Besonderheiten der Sozialisationserfahrungen meiner – und anderer – Lehrer formte sich der zunächst vage Plan, die Mitglieder dieser Generation zu porträtieren. Mein allgemeines Interesse an Lebensgeschichten und meine intensivere Beschäftigung mit einigen, von den Nazis bzw. vom österreichischen „Ständestaat“ vertriebenen Sozialwissenschaftlern standen damit im Zusammenhang.

Ich begann mit ersten Vorbereitungsarbeiten, stellte eine Liste mit Namen zusammen und dachte darüber nach, wie ein Porträt älterer und statushöherer Zeit- und Fachgenossen beschaffen sein müßte, um als gelungen gelten zu könnte. Die üblichen Fragen jeder empirischen Studie stellten sich auch hier: Einschränkung der Fragestellung, Abgrenzung der Population, Zugänglichkeit etc. Für einen Österreicher lag es nahe, nicht nur (west-) deutsche Soziologen als Mitglieder dieser Kohor-

te anzusehen, sondern auch österreichische und Schweizer. Dazu kam, daß das Ende der DDR eine realistische Chance eröffnete, Soziologen aus dem östlichen Teil Deutschlands einzubeziehen. Ginge mit dieser territorialen Ausweitung die Generationstypik verloren? Hatten die DDRler nicht eine fundamental andere Situation zu bewältigen als nach dem Krieg in der Schweiz Studierende? Wer von den ehemaligen DDR-Professoren kam denn überhaupt als Soziologe in Frage? Aber, galt nicht auch für die Österreicher und Westdeutschen, daß sie erst mit der Ernennung zum Professor der Soziologie zu Soziologen wurden?

Während eines Aufenthalts als Schumpeter Fellow an der Harvard University traf ich im Herbst 1993 Herrn Lepsius und erzählte ihm von dem immer noch vagen Plan, der aus seinem Hinweis auf die Generationsspezifika erwachsen sei: eine Sammlung autobiographischer Texte der Nachkriegsgeneration. Sein spontanes Interesse bestärkte mich, die Realisierung wenigstens zu versuchen. Auf eine erste briefliche Anfrage antworteten zu meiner nicht geringen Überraschung fast alle Angesprochenen überaus freundlich und mehrheitlich zustimmend. Der Rücklauf dieser „Befragung“ war deutlich besser als bei anderen schriftlichen Umfragen, die ich davor unter Soziologen durchgeführt hatte: Kaum echte Verweigerungen, ein paar Zweifler. Nur wenige meinten, sich (noch) nicht Autobiographischem zuwenden zu wollen, nicht in der Lage oder willens zu sein, über sich selbst zu schreiben oder anderen (Publikations-) Plänen größere Priorität einzuräumen.

Im vorliegenden Band findet man die Texte derjenigen, die schließlich Zeit und Muße fanden, meinem Vorschlag, über ihren Weg zur Soziologie zu schreiben, Folge zu leisten. Ich komme weiter unten darauf zurück, von welchen kompositorischen Überlegungen ich geleitet wurde, welche Lücken nicht zu schließen waren und welche Fragen ich die Autorinnen und Autoren zu behandeln bat. Davor möchte ich auf zwei Aspekte eingehen, die je auf ihre Art den Rahmen für das folgende bilden: die schwierige Situation der Nachkriegsjahre und die Schwierigkeiten von Soziologen, über sich selbst zu schreiben.

Die Literatur zur Soziologie nach 1945 ist sich zumindest in einem Punkt einig: Der Neuanfang war mühsam, weil die Zerstörungen, die der Nationalsozialismus in den Sozialwissenschaften angerichtet hatte, katastrophal waren. Sozial durch die Vertreibung, Verfolgung und Ermordung des produktivsten Segments der Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit, in der Ausbildung durch die Unterbindung des freien Flusses der Lehrmeinungen und Theorien, ideell durch die Diskreditierung des Universalismus wissenschaftlicher Kommunikation und internationalen Meinungs-austauschs und moralisch durch die Bürde der Verbrechen, die im Namen der Deutschen (denen sich vor 1945 die meisten Österreicher problemlos zurechneten) begangen worden waren und die auch die Kultivierung der Fähigkeit zur Kritik unterminierten. Die Rückkehr zum akademischen status quo ante verzöger-

te sich durch die von Hermann Lübke scharfsinnig beschriebene asymmetrische Rücksichtnahme zwischen den im Land gebliebenen Verfolgten und den Nutznießern des Nazismus. Zurückkehrende Emigranten kamen in ein Deutschland (und Österreich), das sie nicht wiedererkannten. Auch Ausländer, die Deutschland (und Österreich) von vor der Nazizeit kannten, bemerkten den tiefen Riß, den die Nazijahre verursacht hatten. Was aber war mit den Jungen, die in die wieder eröffneten Universitäten strömten, wie fanden sie sich in dieser Situation zurecht, welche Bedeutung hatten für sie die Jahre von 1933 bis 1945, die sie selbst nur als Heranwachsende und einige wenige als „Fast-noch-Kinder“-Soldaten erlebten?

Everett C. Hughes hielt sich 1948 als einer der ersten amerikanischen Gastprofessoren im Rahmen eines Austauschprogramms, das zwischen der University of Chicago und der Universität Frankfurt geschlossen worden war, längere Zeit in Deutschland auf und benutzte seinen Aufenthalt auch, um im Stile der Chicagoer Schule in Deutschland Feldforschung zu betreiben. In seinen Tagebuchnotizen, die jüngst von David J. Staley publik gemacht wurden, finden sich sehr aufschlußreiche Beobachtungen über die Deutschen, die deutsche Universität und die damaligen Studenten. Ihnen, die er großteils als interessiert und aufgeschlossen wahrnahm, versuchte Hughes den Forschungsstil der Chicagoer nahezubringen und sie zu ermuntern, die kollektive Orientierungslosigkeit dieser Jahre als Chance und Herausforderung zu begreifen: Sie seien, schrieb er in sein Tagebuch, in der intellektuell und moralisch glücklichen Situation, einen wichtigen praktischen und intellektuellen Beitrag leisten zu können, weil sie menschliches Verhalten sozusagen im Fluß erlebten, da der „cake of costum“ zerbrochen sei. Einer raschen und erfolgreichen Etablierung soziologischer Forschung stünden allerdings die Verschwörung des Schweigens über das Nazi-Regime und die alte, behäbige Struktur der deutschen Universitäten im Wege.

Ganz anders sah René König die Nachkriegsstudenten. In seiner Autobiographie erwähnt er nur einen frühen Kontakt mit deutschen Studenten. Während seiner ersten, 1947 von der amerikanischen Besatzungsmacht organisierten Vortragsreise durch Deutschland traf er in München auf sudetendeutsche Studenten. Er fand auch dreißig Jahre danach keine freundlichen Worte, um seinen „Zusammenstoß mit dem neuen Deutschland“ zu schildern. Erst bei der Erinnerung an seine Tätigkeit in Köln zeigt König Wohlwollen für die jüngere Generation. Waren also nur jene Studenten, die in einem intensiveren Kontakt mit Zurückgekehrten standen, zu demokratischen Verhaltensweisen zu bekehren und an westliche Standards der wissenschaftlichen und politischen Diskussion zu gewöhnen?

Die zahlreichen mittlerweile zugänglichen Berichte von emigrierten Soziologen über ihre Erfahrungen im Nachkriegsdeutschland (und -öster-

reich) ähneln mehr Königs Schilderungen als denen Hughes'. Als Paul F. Lazarsfeld 1957 im Auftrag der Ford Foundation einige mittel- und osteuropäische Länder besucht, um dort nach förderungswürdigen Studenten Ausschau zu halten, findet er lobende Worte für die Polen und Jugoslawen, aber anlässlich seines ersten Besuchs in seiner Heimatstadt Wien dort „no brain, no initiative, no collaboration“. In Wien herrsche eine paranoide Stimmung wechselseitigen Mißtrauens (s. Fleck 1996). Wie entwickelte sich in einem solchen Umfeld die Soziologie?

Über die Sichtweise der Emigranten (und – in viel geringerem Umfang – die der Älteren, die während des Nazismus im Großdeutschen Reich lebten) können wir uns aus den Autobiographien, Interviews und vor allem aus den in den Archiven lagernden Quellenbeständen ein einigermaßen detailliertes Bild machen. Mit Blick auf die Geschichte der Soziologie in den deutschsprachigen Ländern ist die Gründerphase der Klassiker der letzten Jahrhundertwende gut erschlossen, auch wenn für damals die verlässlichste „autobiographische“ Quelle Briefe sind, während die Erinnerungen einer Ehefrau manchmal mit Vorsicht zu benutzen sind. Die Geschichte der Zwischenkriegszeit ist durch Sekundärliteratur und einige autobiographische Texte Beteiligter einigermaßen ausgeleuchtet. Die Zeit der beginnenden Nazidiktatur kennen wir vor allem aus der Perspektive der Vertriebenen. Daneben und danach klafft ein ziemliches Loch: Weder die unter der Naziherrschaft leidend Überlebenden noch deren zahlreichere Nutznießer wollten über sich selbst Auskunft geben (wenn man an Soziologen als Verfasser denkt).

Erst die Generation der Studentenbewegung ist durch primäre und sekundäre Literatur fast schon zu gut dokumentiert. Über die Generation zwischen den Emigranten (grob gesprochen die Geburtskohorten zwischen 1880 und 1910) und den Studentenbewegten (die Kohorten der nach 1940 Geborenen) haben wir dagegen, sieht man ab von den knappen und dem Anlaß entsprechenden Würdigungen in Festschriften, zu runden Geburtstagen und in Nachrufen nur ein sehr rudimentäres Bild. Welche Erfahrungen der NS-Zeit drängten jemanden nach 1945 zum Studium der Soziologie? Welche Rolle spielte dabei die Nähe bzw. Ferne der eigenen Familie zum Nazi-Regime? Wie verarbeitete man das Wissen und das Kindern und Jugendlichen auferlegte Nichtwissen über die Verbrechen der Nazis und welche Folgen hatte das für die Studienwahl?

Das waren einige der Fragen, die mir im Laufe des Nachdenkens über die „Nachkriegsgeneration“ durch den Kopf zu gehen begannen – und sie sind vermutlich nicht ganz unabhängig davon, daß meine eigenen sekundären und tertiären Sozialisationserfahrungen einer späteren Periode zuzuordnen sind: nämlich jener Generation, die von den Diskursen geprägt wurde, die die Pioniere der Studentenbewegung initiiert hatten. Aber ich glaube, es ist mehr als das bloße Interesse, eine histori-

sche Lücke der soziologischen Generationenfolgen durch deren Selbstreflexionen zu füllen, die die Herausgabe eines Bandes mit autobiographischen Texten der Nachkriegsgeneration zu rechtfertigen vermag.

Der Aufruf zur biographischen Selbsterkundung war von der Vermutung begleitet, daß es schwierig sein könnte, Soziologen dazu zu bewegen, über sich selbst zu schreiben. Wissenschaftler haben generell mit der Ego-Histoire Schwierigkeiten (oder gebrauchen diese schamlos zur eindruckreicheren Selbstdarstellung; s. Müller 1993) und Soziologen im speziellen mit der idiographischen, den Einzelfall analysierenden Textform. Umso mehr gilt das für jene, die zu Zeiten sozialisiert wurden, in denen makrotheoretische Positionen wie der Strukturfunktionalismus und Erhebungsmethoden wie der Survey dominant waren, die beide die personale Nähe mieden.

Neben der professionellen Prägung des Arbeitsstils ist aber auch die persönliche Gleichung als Einflußfaktor zu bedenken. Schuld und Scham sind ja beispielsweise nicht nur rein persönliche Reaktionen, sondern ebenso familiäre und kollektive Erbschaften, die freimütig zu thematisieren wohl ungleich schwerer ist, als sie anderen zu spiegeln. Großes erlittenes Leid und für groß gehaltene eigene Leistungen scheinen die besten Voraussetzungen für die Abfassung autobiographischer Berichte zu sein, wie ein Blick auf die quälenden Leidensberichte von KZ-Überlebenden und auf die Hymnen der Erfolgreichen der Geschäfts- und Unterhaltungswelt zeigt. Da ich mich an erfolgreiche Frauen und Männer wandte, die eingeladen wurden, am Ende ihres formellen Berufswegs auf die Anfänge zurückzuschauen, sollte ihnen die Auseinandersetzung mit der kollektiven Last der Vergangenheit und der Blick auf die eigene Jugend schon deshalb eher gelingen, weil sie Distanzierung als forschersche Haltung gelernt hatten.

Ein Blick in zwei kürzlich erschienene Sammelbände mit autobiographischen Texten US-amerikanischer Soziologinnen und Soziologen (Riley 1988, Berger 1990) führt überzeugend vor Augen, daß es leichter zu sein scheint, über sich selbst zu sprechen, wenn das Leben, über das zu berichten ist, als erfolgreiche Überwindung struktureller Schwierigkeiten und als gekonnte Wahrnehmung von Gelegenheiten porträtiert werden kann.

Guenther Roths Beitrag zu Bergers Band und Robert K. Mertons Haskins Lecture zeigen, daß autobiographische Texte von Soziologen nicht nur etwas zur „Entwicklung einer Wissenschaft“ (Hartmann 1975) beizutragen vermögen. Brillante Texte, wie diese beiden, erlauben es dem Leser, soziale und regionale Mobilität, Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen und die alltägliche handwerkliche Praxis eines Soziologen gleichsam bei der „Arbeit“ zu beobachten. Aber der Leser hat doch den Eindruck, daß diese Geschichten so nur erzählt werden konnten, weil die Autoren auf ein gelungenes Leben

zurückblickten. Vergleichbar dichte Erinnerungen Gescheiterter gibt es meiner Kenntnis nach nicht.

Die amerikanische Wissenschaftskultur steht autobiographischen Bemühungen aufgeschlossener gegenüber als beispielsweise die deutschsprachige: Die mittlerweile acht dicke Bände umfassende „A History of Psychology in Autobiography“ (1930ff.) wäre hier ebenso zu nennen wie die seit einigen Jahren die „Annual Review of Sociology“ eröffnenden „Prefatory Chapters“ (darunter: George C. Homans, Robert K. Merton, Mirra Komarowsky, Lewis Coser, Gerhard Lenski) und die umfangreichen Autobiographien einiger führender Fachvertreter (Reinhard Bendix, George C. Homans, Charles Page, William Foote Whyte, Kurt H. Wolff, um nur jüngst erschienene zu erwähnen). Im Vergleich dazu nimmt sich die Zahl der deutschsprachigen Veröffentlichungen dieses Genres sehr bescheiden aus: Der Soziologe und Literat Urs Jaeggi und der marxistische Historiker Jürgen Kuczynski gehören zu den wenigen, die in Buchlänge über sich selbst schrieben; die Bemühungen neben einer Philosophie, Psychotherapie und Psychologie auch eine Soziologie „in Selbstdarstellung“ herauszubringen waren nicht von Erfolg gekrönt. Wenn sich deutsche Sozialwissenschaftler über sich selbst äußern, dann in Form von Interviews, aber selten als Autoren. Umso überraschender erscheint mir das Zustandekommen des vorliegenden Bandes. Es gibt offenbar nicht nur etwas zu erzählen, sondern auch genug historischen Anlaß, sich zum erzählenden Schreiben bereit zu finden.

Autobiographien, noch dazu von Soziologen verfaßt, stehen unter einem starken Erwartungsdruck. Paul F. Lazarsfeld legt die Latte sehr hoch: „Autobiographische Notizen sind der Aufzeichnung wert, wenn wenigstens eine der drei folgenden Bedingungen gilt: der Autor ist ein Mann von hohem Verdienst (Einstein; Churchill); der Autor war aufgrund seiner Position in Kontakt mit vielen Personen von Rang oder Zeuge bedeutsamer Ereignisse (Auslandskorrespondent); oder der Autor kann dank äußerer Umstände als ein ‚Fall‘ betrachtet werden, in dem sich eine interessante Situation oder Entwicklung spiegelt“ (1975: 147). Zum Zeugen eines berichtenswerten Geschehens wird man meist nicht wegen seiner besonderen Qualifikation, sondern durch den Zufall zeitlicher Koinzidenz. Dürften Soziologen nur dann autobiographisch werden, wenn sie als Zeuge eines Ereignisses oder Bündels von Ereignissen aufgerufen sind, die ihre Bedeutung ganz unabhängig vom Zutun des Zeugen erhalten haben, bliebe die Zahl soziologischer Autobiographien sehr klein.

Nachdem er alle bekannten Einwände gegen Autobiographien Revue passieren ließ, formuliert Bennett Berger den Anspruch seines Sammelbandes sehr bescheiden: Er soll dem soziologisch interessierten Leser helfen, hinter den Texten nicht den Autor, Wissenschaftler, Forscher oder Professor, sondern die Person zu sehen, die dem Leser vielleicht nicht unähnlich ist.

Die Erzählung von Lebenserinnerungen trägt im Alltag und – wie Hans Paul Bahrdt beobachtet hat – bei Angehörigen unterer Schichten dazu bei, sich ihrer selbst zu vergewissern. Geschichten-Erzählen stelle das Äquivalent zur mehr argumentativen Rede der Intellektuellen dar. Vielleicht erklären die schichtspezifischen Unterschiede der Rede zum Teil das Fehlen von Wissenschaftlerautobiographien. Bedeutsamer aber als der gelegentlich zum prinzipiellen Gegensatz stilisierte Schichtunterschied scheint mir die Beobachtung, daß das Erzählen des eigenen Lebens auch der moralischen Erziehung der Zuhörer dient. Und – wie jüngst Robert Zussman wieder in Erinnerung gerufen hat: Erzählungen, Märchen und der Tratsch sind Formen sozialer Kontrolle. Aber, vom genüßlich erzählten, allerneuersten Tratsch zum autobiographischem Text ist ein weiter Weg. Eine Zunahme des Interesses an der Person hinter dem Text läßt sich jedoch unschwer beobachten: Kein Buch kommt heute mehr ohne Informationen „über den Autor“ aus.

Tratsch allein würde zwar mehr als ein Buch zu füllen vermögen, zu Papier gebrachter Klatsch ist dennoch nicht das, was man von autobiographischen Texten von Soziologen erwarten sollte – anonymisiert und literarisiert findet er sich bekanntlich in den Universitätsromane, die überraschend oft in Soziologischen Instituten spielen. Aus den besseren Exemplaren dieses Genres kann man tatsächlich einiges über die Praxis der Sozialforschung lernen (ich meine nicht den Hamburger Campus, sondern beispielsweise Alison Luries „Varna“ oder Malcolm Bradburys „History Man“; letzteres Buch wurde jüngst sozusagen akademisch geadelt und figuriert im Artikel über britische Soziologie in Borgattas Encyclopedia of Sociology unter der weiterführenden Literatur!).

Die lange, wenn auch etwas randständige Tradition der soziologischen Beschäftigung mit biographischem Material legt es nahe anzunehmen, daß autobiographisch schreibende Soziologen sich der „soziologischen Perspektiven, Ideen, Begriffe, Resultate und analytischen Verfahren bedienen, um den erzählten Text, der vorgibt die eigenen Geschichte im Zusammenhang mit der größeren Geschichte zu erzählen, zu konstruieren und zu interpretieren“ (Merton 1988). Die Balance zwischen dem privilegiertem Zugang zum inneren Leben des Erzählers und den Vorteilen des professionellen, distanzierten und offenen Outsiders zu halten, sei eine essentielle Voraussetzung einer idealen soziologischen Autobiographie. Da das in der Realität selten zu erreichen sei, schlägt Merton die Zusammenarbeit zwischen zwei Wissenschaftlern als gangbare Alternative vor.

Die Beiträge des vorliegenden Band verfolgen ein bescheideneres Ziel: Weder vollständige Lebensgeschichten noch intellektuelle Autobiographien, auch keine soziologische Autobiographien, sondern autobiographische Notizen zu den Anfängen soziologischer Karrieren. Damit soll Licht auf eine Etappe der Geschichte der deutschsprachi-

gen Soziologie geworfen werden, die bislang vornehmlich von außen betrachtet wurde: Die These von der „Amerikanisierung“ der Nachkriegssoziologie, wie sie sehr unterschiedlich am ausführlichsten von Weyer und Plé vertreten wird, betrachtet die Zeit nach 1945 als heteronom gesteuert: die Besatzungs- und spätere Schutzmacht bestimmte, was in Deutschland als Soziologie gelehrt werden sollte. Beide Autoren ignorieren aber die Perspektive der damaligen Akteure, vor allem jene der jungen Studenten, für die die US-Soziologie eine ganz andere Bedeutung hatte als für spätere Generationen.

Ich bat die Autoren die eigenen und familiären Erfahrungen während der NS-Zeit als Vorgeschichte in ihre Darstellungen eingehen zu lassen und den Text darauf zu konzentrieren, wie man in den vier Nachkriegsstaaten zum Soziologen wurde. Im ersten Brief hieß es dazu:

„Ich würde gerne einen Band mit autobiographischen Reflexionen (die vage Umschreibung ist durchaus beabsichtigt, da ich nicht meine, daß die strenge Form, die beispielsweise „Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ charakterisiert, verbindlich sein soll) zusammenstellen, in dem eine Generation – ich bleibe bei der alltags-sprachlichen Umschreibung als Nachkriegsgeneration – darlegt, wie man in den 40er und Anfang der 50er Jahren dazu kam, sich für Soziologie zu interessieren und welche, auch außerwissenschaftlichen, insbesondere familiären Einflüsse dabei eine Rolle spielten. Die schwierige Situation, keine professionalisierte Ausbildung geboten zu bekommen, das Fehlen institutionell definierter Karrierewege, die Unterbrechung des Ideenflusses durch die NS-Zeit und die Wahrnehmung ausdifferenzierter sozialwissenschaftlicher Lehre und Forschung in westlichen Ländern, vor allem wohl in den USA – all das bildet einen Kranz von Gelegenheitsstrukturen, der kein Pendant in früheren oder späteren Phasen der kurzen Geschichte der Soziologie hat.“

Die Schilderungen sollten aber auch nach oben hin zeitlich beschränkt sein „die berufliche Etablierung (was für die meisten mit der ersten Professur zusammenfallen dürfte)“ sollte das Ende der Erzählung markieren. Die meisten Autoren hielten sich an diese Vorgaben. Insofern davon abgewichen wird, finden die Abweichungen ihre Erklärung in Diskontinuitäten der Berufslaufbahn und in den politisch-staatlichen Randbedingungen der Sonderentwicklung in der DDR.

Der Leser dieses Buches mit Beiträgen von 17 Autorinnen und Autoren wird sich zu Recht fragen, warum diese Soziologinnen und Soziologen Berücksichtigung fanden und andere nicht. Insoweit die Auswahl von Entscheidungen des Herausgebers abhängig war, läßt sich diese Frage leicht beantworten. Ich wählte aus einer längeren Liste der zwischen 1921 und 1932 geborenen Soziologinnen und Soziologen nach folgenden Kriterien aus: 1. Es sollten Autoren aus allen vier deutschsprachigen Ländern berücksichtigt werden, die wichtige Phasen ihrer Sozialisation unmittelbar unter – oder wie im Fall der

Schweizer: neben – der NS-Herrschaft erlebten. 2. Die wenigen Autoren, die sich schon autobiographisch geäußert hatten, sollten nicht einbezogen werden. 3. Es sollten nur Personen sein, die eine universitäre Verankerung hatten, weil ich andere (die nur eine Zeitlang als Soziologen tätig waren und jene, die in der Meinungsforschung, Erwachsenenbildung oder im Journalismus ihr Hauptbetätigungsfeld fanden) in den mir zugänglichen Lexikas, Mitgliederverzeichnissen etc. nicht als Angehörige der hier berücksichtigten Generation zweifelsfrei identifizieren konnte. 4. Sollten die wichtigsten regionalen Zentren der Nachkriegssoziologie vertreten sein.

Ausfälle bei der Rekrutierung und spätere, bedauerliche Absagen verzerrten das Sample ein wenig. So fehlen, wie man leicht feststellen kann, Schüler der Frankfurter Schule und es fehlen einige prominente Alterskollegen. Beide Lücken sind mir bewußt, aber es gelang mir nicht, sie zu schließen. Als geringer Trost mag gelten, daß einige der hier Fehlenden sich in – auch gedruckt vorliegenden – Interviews über ihren Lebensweg geäußert haben oder schon zum Objekt historischer Würdigungen geworden sind. Die Lücke, die der vorzeitige Tod riß, braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden. Das Bild, das eine Sammlung autobiographischer Texte zeichnet, kann nie vollständig sein, ich hoffe allerdings, daß der Leser dieses Bandes von autobiographischen Texten zu einem anderen Urteil als Bourdieu kommt, der meinte, vor den „Ideologen des eigenen Lebens“ warnen zu müssen.

Die Reihenfolge der Texte ist vielleicht erklärungsbedürftig, weil das Ordnungskriterium auf den ersten Blick nicht zu erkennen sein mag: Ich habe mich entschlossen, die Beiträge nach dem Alter zu ordnen, da auf diese Weise auch die Binnendifferenzierung der hier zu Wort kommenden Generation deutlich werden kann. Um nur das augenscheinlichste zu erwähnen: Die älteren mußten noch Kriegsdienst leisten, während das den jüngeren erspart blieb. Ich glaube allerdings, daß dennoch beide Teilgruppen als Mitglieder der einen Nachkriegsgeneration angesehen werden können, insoweit beide erst nach 1945 zu Soziologen wurden.

Ich möchte dieses Vorwort nicht beenden, ohne den Autorinnen und Autoren für ihre Mitarbeit zu danken. Zu danken habe ich auch Rolf Lindner und Vera Sparschuh, die mir mit Hinweisen auf Personen behilflich waren und schließlich M. Rainer Lepsius, ohne dessen Zutun der Band sicher nicht zustande gekommen wäre. Ein Dank geht auch an das Auswahlkomitee für das Schumpeter Fellowship in Harvard, das es mir ermöglichte, dieses und andere Publikationsvorhaben in aller Ruhe voranzutreiben.

Zitierte Literatur

- Bahrdt, Hans Paul, „Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern“, in: Martin Osterland (Hrsg.), *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential*, Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1975, S. 9-37.
- Berger, Bennett (ed.), *Authors of Their Own Lives. Intellectual Autobiographies by Twenty American Sociologists*, Berkeley: University of California Press 1990.
- Bourdieu, Pierre, „Die biographische Illusion“, in: *BIOS*, 3. Jg., 1990, S. 75-81.
- Fleck, Christian, „Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich“, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 7. Jg., 1996, H.1, S. 67-92.
- Hartmann, Heinz (Hrsg.), *Soziologie – autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft von Talcott Parsons, Edward Shils und Paul F. Lazarsfeld*, Stuttgart: Enke 1975.
- Herz, Thomas A., „Nur ein Historikerstreit? Die Soziologen und der Nationalsozialismus“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Bd. 39, 1987, S. 560-570.
- König, René, *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*, Frankfurt u.a.: Ullstein 1984 (zuerst 1980).
- Kohli, Martin, „Von uns selbst schweigen wir.' Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten“, in: Wolf Lepenies (Hrsg.) *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Bd. 1, Frankfurt: Suhrkamp 1981, S. 428-465.
- Lazarsfeld, Paul F., „Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung“, in: Hartmann (1975), S. 147-225 (urspr. 1968).
- Lepsius, M. Rainer, „Ersatzbedarf und zukünftige ‚Wissenschaftsgestalt‘ der Soziologie“, in: *Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Heft 2/1990, S. 137-138.
- Lübbe, Heinrich, „Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein“, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 236, H. 3, 1983, S. 579-599.
- Lüschen, Günther (Hrsg.), *Deutsche Soziologie seit 1945*, Opladen: Westdeutscher Verlag (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 21) 1979.
- Merton, Robert K., „Some Thoughts on the Concept of Sociological Autobiography“, in: Matilda White Riley (ed.), *Sociological Lives: Social Change and the Life Course*, Vol. 2, American Sociological Association Presidential Series, Newbury Park, CA u.a.: Sage 1988, S. 17-21.
- Merton, Robert K., *A Life of Learning* (1994 Charles Homer Haskins Lecture), New York: American Council of Learned Societies (= Occasional Papers No. 25) 1994.
- Müller, Albert, „Alte Herren/Alte Meister. ‚Ego-Histoire‘ in der österreichischen Geschichtswissenschaft. Eine Quellenkunde“, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 4. Jg., 1993, H. 1, S. 120-133.
- Plé, Bernhard, *Wissenschaft und säkulare Mission. „Amerikanische Sozialwissenschaft“ im politischen Sendungsbewußtsein der USA und im geistigen Aufbau der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart: Klett Cotta 1990.
- Roth, Guenther, „Partisanship and Scholarship“, in: Berger (1990), S. 383-409.
- Staley, David John, *In whose image? Knowledge, social science and democracy in occupied Germany, 1943-1955*, Ph.D. Diss., Ohio State University 1993.
- Weyer, Johannes, *Westdeutsche Soziologie 1945-1960. Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluß*, Berlin: Duncker & Humblot 1984.
- Zussman, Robert, „Autobiographical Occasions“, in: *Contemporary Sociology*, Vol. 25, 1996, no. 2, S. 143-148.